

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Meisner steckte sein Exemplar in die Tasche, ohne daß sein Gesicht etwas anderes als Gleichgültigkeit ausgedrückt hätte. „Das wäre abgemacht,“ sagte er, indem er eine Zigarette in Brand setzte, „und wir hätten jetzt wohl Grund, uns ein wenig zu erholen.“

„Wie?“ fragte der Geschäftsführer, der Meisner nicht verstand.

Meisner blies eine dicke Rauchwolke vor sich hin und blickte ihr starr nach. „Ich meine, daß wir uns vielleicht etwas erholen könnten, indem wir ein Lokal aussuchten... Oder geniert es Sie, wenn man Sie mit mir sieht?“

„Mich?... Aber bestimmt nicht!“

Meisner lächelte, als berührte ihn das Ueberlaute des Protostes nicht im geringsten. „Gut,“ sagte er, „so gehen wir...“

Es dämmerte schon, und Meisner schlug eines der vornehmsten Restaurants vor, in dem sie anständig souperieren könnten.

Ein Auto brachte sie in wenigen Minuten hin.

„Oh,“ sagte Meisner, indem er über die Schwelle des Lokales trat, „welch ein Leben!“

Er hob seine Stimme, als wünsche er die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, was ihm auch gelang, denn an mehreren Tischen wandte man sich nach ihm um.

Sein Begleiter zeigte auf einen Estrich, der frei war.

„Wollen wir vielleicht hier...?“

„Warum hier?“ gab Meisner zurück. „Soll man uns nicht sehen?“

Und er schritt, alle Anwesenden musternd, nach der Mitte des Lokales, nahm geräuschvoll Platz und befahl dem Kellner in lautem Ton, die Wein- und Speisefarte zu bringen.

Er schien sich außerordentlich wohl zu fühlen und sprach den Speisen und dem Wein tüchtig zu, ohne sich freilich dadurch davon abhalten zu lassen, die Unterhaltung laut weiterzuführen.

Es war, als reizte es ihn, den gepflegten und vornehmen Leuten, die rings um ihn saßen, zu zeigen, daß er ihre Formen verachte. Aber er ging darin doch nie so weit, daß er die Grenzen dessen, was gerade noch zulässig war, überschritten hätte. So machte er alles in allem den Eindruck eines lebhaften Temperamentes, dessen Blut durch den Wein in Wallung geraten war.

„Die Dummköpfe!“ sagte er, indem er mit einer hochmütigen Bewegung seines Kopfes auf einen Tisch zeigte, an dem Leute saßen, die ihn offenbar erkannt hatten und die nun, die Köpfe zusammenstehend, miteinander tuschelten.

„Jetzt starrer sie mich noch an! Wollen Sie wetten, daß ich sie in einigen Monaten dahin bringe, mich zu grüßen?“

Er dämpfte seine Stimme und sprach mit der Miene eines Menschen, der in seine eigenen Worte verfiel, von seinen Plänen.

Was er erstrebte, war vor allem eines: viel Geld zu erwerben. Nicht aus Habgier stellte er sich dieses Ziel, nicht weil ihn eine schmutzige Neigung zum Gelde hindrängte, — nein, nur um sich und der Welt zu beweisen, wie hoch ein Mensch, der hartnäckig, zäh und fast seinen Willen auf ein einziges Ziel eingestellt habe, steigen könne.

Um seinen Mund lag, während er so sprach, ein Zug bitterer Härte. Wieder musterte er mit einem Spott, der in sich selbst veressen schien, die Leute ringsum.

Nein, es gab nichts, nicht das geringste mehr, das ihm noch mit ihnen verband. Er stand allein und er wollte allein stehen, denn er wußte, daß genug Kraft dazu in ihm war. Und diese Kraft verbandte er dem Gefängnis, das ihm die vier mühslichsten Lehrjahre seines Lebens geliefert und in dem er zudem den einzigen Menschen kennen gelernt hatte, der ihm Respekt einflößte.

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als denke es angestrengt nach. Und seine Stimme war völlig verändert, als er dann sagte: „Können Sie es sich vorstellen, daß es einen Menschen gibt, der, um ein Ziel zu erreichen, zwölf Jahre Gefängnis in Kauf nimmt? Und der die Mieskraft in sich spürt, diese Strafe ungebrochen zu überstehen? Der Stunde zu Stunde, Tag zu Tag, Woche zu Woche legt, der die Wochen zu Monaten fornt und die Monate zu Jahren, und der dann zählt: noch elf Jahre, noch acht Jahre, nur noch sechs, nur noch vier Jahre —? ... Und der warten kann? Immerzu warten?“

Er machte eine haßerfüllte Geste. „Einen solchen Mann kenne ich. Ich habe mit ihm im Gefängnis gelebt, und ich habe es von ihm gelernt, Geduld zu haben und zu warten... Und wissen Sie, was ihm die Kraft gibt, so lange geduldig zu sein?... Der Haß! Der Haß, den jeder Gefangene gegen die in sich trägt, die in Freiheit leben dürfen. Und mit dem er den Tag erwartet, an dem er sich rächen kann!“

„Mädchen? An wem?“ In der Stimme des Geschäftsführers zitterte das geheime Widerstreben des braven alleingesehnen Bürgers, der seine ererbten Ideale gegen den brutalen Einbruch eines Fremden verteidigen möchte.

„An wem? An der Welt! An der ganzen Welt, die sein Feind ist und die er haßt!“

„Wieso?“ fragte mit dem sanftesten Augenaufschlag des Wiedermannes der Geschäftsführer. „Was kann die Welt dafür, daß einer bestraft wird, der sich gegen die Gesehe vergangen hat?“

„Se? Wer hat denn den einen dazu getrieben, sich gegen die sogenannten Gesehe zu vergehen?“

„Die Welt?“

Die Augen Meisners verdrehten sich auf höchst merkwürdige Weise, so daß man einen Moment nur das Weiße in ihnen sah. „Ja, die Welt! Sie war es, nur sie! Denn alles, was einen dazu treibt, etwas zu tun, was gegen die

Gefesse verhöhlt, liegt in der Welt, liegt in jedem einzelnen Menschen darin! Niemand tut etwas, was auch nicht ebenso gut ein anderer tun könnte! Und doch lehnen sich alle immer gegen den einen, der der zufällige Täter ist, in blindem, ewigem Haß!"

Mit einem Seitenblick auf die Tür, die sich geöffnet hatte, unterbrach er sich plötzlich. Sein Gesicht verzog sich zu einem häßlichen Lachen. Er stieß seinen Begleiter heftig an. „Sehen Sie! Kennen Sie die beiden?"

Der Geschäftsführer hatte nicht Zeit, zu antworten, denn die beiden, die soeben eingetreten waren, ein Mann und eine junge Frau, näherten sich jetzt der Mitte des Salons.

Der Geschäftsführer war rot geworden, machte den Versuch, sich abzuwenden, erhob sich aber dann doch und grüßte.

Beide dankten, der Mann mit einem Nicken, die junge Frau mit einem leichten Neigen des Kopfes, bis... bis sie mit einem Male beide in ein verzerrtes Lächeln sahen, das sie regungslos anstarrte.

Die junge Frau stieß einen leisen Schrei aus.

Ihr Mann stützte sie schnell und wollte sie lächelnd beruhigen. „Über Erna..."

Doch sie klammerte sich zu Tode erschreckt mit beiden Händen an ihn und drängte ihn nach dem Ausgang zu, wo ein Kellner, der den Vorgang beobachtet hatte, ihnen rasch die Tür öffnete und sie distret wieder hinter ihnen schloß.

Reisner warf den Kopf hoch, lachte hart und sagte so laut, daß man es an den benachbarten Tischen hören konnte: „Ja, das war einmal meine Braut!"

„Schweigen Sie!" raunte ihm der Geschäftsführer zu, noch immer bemüht, einen Ausritt zu vermeiden. „Schweigen Sie, man ist auf uns aufmerksam geworden!"

„Ist man das? Mir gleich!"

„Ich bitte Sie..."

Reisner schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Wollen Sie Schweigen?" schrie er. „Sie Feigling —?"

Der Geschäftsführer pochte mit einem Geldstück auf den Tisch und rief angstvoll: „Zahlen!"

Man hörte das Räden von Stühlen, einige Gäste erhoben sich und redeten die Köpfe, andere lachten, aus einer Ecke kam der Ruf: „Unverschämtheit!"

Drei Kellner waren an den Tisch herangeeilt, umstanden ihn und zeigten eine drohende Miene. „Zahlen?" fragte wenig liebevoll der eine.

Reisner warf ein Goldstück auf den Tisch, stand auf, schob mit dem Fuß den Stuhl heftig zurück und zischte halblaut „Bestenbel" vor sich hin.

Draußen in der frischen Luft entblöhte er den Kopf und fuhr sich mit der Hand über die feuchten Haare. Ein Gefühl der Scham und Verachtung würgte ihn. Sein Wunsch war es, die Welt zu vergiften, und doch lähmte ihn eine dumpfe Angst vor dieser Welt.

Der Geschäftsführer schritt neben ihm einher und versuchte es, ihn zu trösten. Der Unterton seiner Worte war Freude, Schadenfreude über die Niederlage des anderen, der sich damit gebrüstet hatte, der Welt überlegen zu sein.

Nein, niemand war der Welt überlegen, in der Welt hing der eine vom andern ab, ein jeder brauchte den Nachbar, der ja im Grunde gar nicht so böse und rachsüchtig war, wenn man ihm nur zeigte, daß man sich der Allgemeinheit fügte! Die Allgemeinheit! Sie war es, die man bei allem, was man tat, vor Augen haben mußte. Man mußte immer in Reih und Glied marschieren, durfte nie so anmaßend sein, sich abseits zu begeben. Und gar gegen den Strom konnte niemand schwimmen...

Reisner verglich die Worte, die er da hörte, mit denen, die der alte Justizrat zu ihm gesagt hatte, und lachte laut auf. Es gelang ihm allmählich, ruhiger zu werden, und er schämte sich nur noch ein wenig. Wie dumm war es von ihm gewesen, zu zeigen, was er fühlte, und wie dumm war es überhaupt, so zu fühlen, wie er fühlte, ja überhaupt zu fühlen! Was gingen ihn die Menschen an, da er nichts mehr mit ihnen gemein haben wollte? Nein, er marschierte nicht in Reih und Glied, er ging abseits, und er würde es doch erleben, daß die anderen, die ihn heute noch verachteten und die glaubten, ihn duden zu können, ihn nachließen!

Er schämte sich mit einem Male auch dessen, daß er dieser Manne da, der künstlich doch auch nur ein gefügiges

Werkzeug in seinen Händen sein sollte, so offen gezeigt hatte, wie er über ihn dachte.

Stumm auf's neue drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß die Lüge, in die man sich der Welt gegenüber hüllte, nicht notwendig Schwäche sein mußte, daß sie im Gegenteil eine Stärke sein konnte, gegen die die Menschen machtlos waren.

Da es für ihn feststand, daß die Menschen böse und rachsüchtig waren, gelangte seine Natur leicht dahin, zu glauben, daß es eine Dummheit wäre, sich gegen sie mit Güte zur Wehr zu setzen. Womit man sie am erfolgreichsten knebelte, waren vielmehr dieselbe Nachsicht und dieselbe Tücke, die sie selber gegen einen zur Anwendung brachten. Nur mußte man, wie sie, heucheln und so tun, als wolle man ihr Gutes, welche Heuchelei dann den Genuß, sie zu beherrschen, noch erhöhte. So wurde Reisner nun mit einem Male zu dem Geschäftsführer freundlich und entschuldigte sich bei ihm wegen der heftigen Szene im Restaurant.

Als einer, der noch allzusehr unter dem Eindruck der verfloffenen vier Jahre stehe, sei er außerordentlich reizbar und seiner neuen Mitwelt gegenüber ungerade; und so behauere er vor allem seine ehemalige Braut, der er durch sein Benehmen unverdienterweise einen solchen Schrecken eingejagt habe.

Das nahm der Geschäftsführer sofort zum Anlaß, sich des näheren über die Verhältnisse dieser Dame auszulassen. Sie habe eine vortreffliche Partie gemacht. Ihr Mann sei ein Architekt, der trotz seiner Jugend schon sehr bekannt und mit Aufträgen überhäuft sei. Und das Ehepaar erfreue sich auch schon zweier reizender Kinder.

„Ja," sagte Reisner wie bereuend, „wenn ich daran denke, welche Wendung vielleicht mein Leben genommen hätte, wenn sie meine Frau geworden wäre..."

„Nun," tröstete ihn völlig befriedigt der Geschäftsführer, „Sie dürfen trotzdem den Mut nicht verlieren!"

Reisner gab ihm die Hand und trennte sich von ihm. Er ging allein durch die nächtliche Stadt, voller Gedanken und Pläne.

Er nahm es wahr, wie es klarer und ruhiger in ihm wurde. Und er litt nicht darunter, daß er allein war, denn er fühlte sich plötzlich wieder stark.

In den Gärten der Häuser von Uhlenhorst duftete der Flieder. Ein junges Paar hatte sich an einen Baum gedrückt. Reisner spürte eine süße Bangigkeit in sich.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Spionagenest.

Von Alfred Bratt.

Wenn ich jetzt, nach drei Kriegsjahren, die Bilanz meiner ungewöhnlichen Erlebnisse während dieser Zeit ziehe, so muß ich eingestehen, daß das Ergebnis eigentlich beschämend gering ist. Ich meine natürlich die rein äußerlichen „Erlebnisse", die aus der Kriegszeit geborenen Verwicklungen, die uns unter Umständen auflauern können.

Eigentlich fällt mir nur ein einziges richtiges Abenteuer ein, das sich übrigens zum Schluß bloß als eine Wamagie — oder als ein Reinfall, wie man verbeisticht sagen muß — entpuppte. Immerhin genoß ich kurze Zeit die Schauer eines Mannes, der sich ganz plötzlich und ganz gegen seinen Willen in die dämonischen Tuntelheiten eines Spionagenestes verstrickt sieht.

Steid zu Kriegsbeginn — ich will es ehrlich gestehen — fuhr mir eine unnatürlich gesteigerte Nervosität in die Knochen, wie sie früher die Aerzte in zahllosen Fällen als „Kriegspsychose" registriert haben. Nachdem ich an einer Viskaf-Säule die Erklärung des Kriegslandrechts und seine gesamten Paragraphen gelesen hatte, fühlte ich mich als geschlagener Mann. Ich trug zwar weder eine Schutz- noch eine Stuchwaffe bei mir, ein winziges Taschmesser ausgenommen, ich verkehrte nicht mit verdächtigen Elementen, ich war mir auch nicht bewußt, einen Aufstand zu bilden usw. Trotzdem hielt ich es nicht für unmöglich, eines schmerzlichen Todes zu sterben, da ich mir nicht alle die verschiedenen Punkte merken konnte, bei denen die Erklärung mit der Strafe des Erschießens drohte.

Dieser Gemütszustand, dessen ich mich heute schäme, läßt es begreiflich erscheinen, daß ich in den folgenden Wochen, die ja bekanntlich von heftiger Bewegung getragen waren, aus einer Klemme in die andere geriet.

Gelren den fortwährend veröffentlichten Berordnungen, hütete ich mich, vor einem Museum stehen zu bleiben, statt dessen geriet ich immer wieder in die Nähe von Bräuden und Kasernen, und das gerade waren ja die „Kunsthäuser", vor denen gewarnt wurde. In der Untergrundbahn erregte ich mißliebliches Aufsehen, weil meine Stiefel eine anerkanntschöne Form hatten, in der Friedrichstraße beargwöhnten übereifrige Leute meine „englische" Stiefel-

rafferheit, — Herz und Gut: es hatte nichts zu suchen!

Leider wurde ich, als nach Verlauf von mehreren Monaten mein krankhafter Zustand sich bereits etwas gemildert hatte, von einem heftigen Rückfall heimgesucht. Als ich einmal arglos meine Wohnung betrat, beachtete man mir, ein Kriminalbeamter sei da gewesen und habe verlangt, daß ich mich sofort zur Polizei begeben. Dies tat ich — ungern, aber doch — und der Polizeikommissar überreichte mich durch die Erklärung, daß ich gar nicht ich, sondern ein sündiger Kusse sei. Man wollte mir nicht glauben, daß ich nicht der andere wäre, und ich wiederum konnte doch nicht darauf verzichten, ich zu sein. Der Kusse hatte nämlich eine Etage über mir gewohnt, im Polizeiregister aber war ihm der erste Stod und mir der zweite eingeräumt worden. Als man mir endlich beschienigt hatte, daß ich unschuldig und ich selbst wäre, bestand meine erste weise Tat darin, meine Wohnung zu kündigen. Sie war mir gründlich verleidet, und außerdem hatte ich plötzlich einen Mißwuß dabei, einsam zu hausen. Ich zog also zu Beginn des ersten Kriegssommers in eine Pension, die von einer Dame Müller geleitet wurde.

Schon am ersten Vormittag wurde in mir der Verdacht rege, daß es in der Pension nicht mit rechten Dingen zugehe. In dem Gang vor meinem Zimmer besand sich der Fernsprecherapparat, und ich hörte die Stimme der wirtlichen Frau Müller, die irgend etwas von einer „Salome“ sprach. Jedermann wird zugeben, daß dies verdächtig war, denn das Oberhaus hatte keine Zierren begonnen, und eine nichtkomponierte Salome konnte nur feindliche Ausländerin sein!

Über das menschliche Gemüth ist ja im allgemeinen geneigt, mit einigen Leichtsinn über Zweifel hinwegzugehen, und so hatte ich bald den kleinen Zwischensfall vergessen.

Um so deutlicher wird man sich die Empfindung vorstellen, die ich am nächsten Morgen hatte, als wieder vor meiner Thür die Stimme der Frau Müller am Fernsprecher erklang. „Ich habe das bei Salome erwartet“, sagte sie, „bei ihr muß man immer mit einer gewissen Unzuverlässigkeit im entscheidenden Augenblick rechnen. Dagegen habe ich von Lord Blackpool das Allerbeste gehört, Was meinen Sie, soll man sich diesmal ihm anvertrauen?“

Lord Blackpool! . . . Unvertrauen! . . . Großer Gott! Mir trat der Schweiß auf die Stirn. Zugleich aber wurden mir die ganzen geheimnißvollen Zusammenhänge in ihrer erschreckenden Wahrheit klar. Die ehrenwerte Pensionshaberin Müller, zu der ich mich aus meinen Wirren gerettet hatte, war eine Spionin. Angerednet mir mußte das zutroffen!

Zuerst dachte ich daran, mich allen Weiterungen durch sofortige Kündigung zu entziehen. Dann aber sagte ich mir, daß dies höchst unmannlich und außerdem nichts anderes als unpatriotisch wäre. Denn wenn hier wirklich die verbrecherischen Fäden der Spionage gelponnen wurden und ich war ihnen auf der Spur, so durfte ich nicht den glänzenden Beobachterposten räumen. Es war meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, auszuhalten und zu ergründen, welche Verschöpfung eigentlich im Gange war.

Nun also: ich blieb. Am nächsten Morgen wartete ich nicht, bis die Ereignisse mich überraschen würden. Ich wachte schon nach sechs Uhr auf, bedrängt von einer Unruhe, die — ich will es gestehen — auch nicht ganz frei von dem Laster der Neugierde war. Ich zog mich an, rückte einen Stuhl ganz dicht an die Thür und lauschte. Eine halbe Stunde verging; eine zweite; eine dritte. Noch immer nichts, was im vaterländischen Interesse der ernsthaften Beobachtung wert war.

Um neun Uhr endlich vernahm ich auf dem Gang schürfende Schritte. Das Geräusch war meinen mittlerweile detektivisch gut geschulten Ohren wohlbekannt. Es waren die Morgenpantoffel der Spionin Müller.

Ich hielt den Atem zurück vor lauter Aufmerksamkeit. Jetzt der Hörer wurde abgenommen; die übliche Nummer wurde verlangt. „Wie“, hörte Frau Müller, „Feldmarschall, meinen Sie? Einen Augenblick, da muß ich erst fragen.“ Sie rief einen Herrn Hansen, einen dänischen Gast der Pension. Ich hörte, wie die beiden sich halblaut berieten, dann stütete Frau Müller wieder in den Apparat: „Also gut, Feldmarschall! den üblichen Satz!“

Feldmarschall! Man denke — Feldmarschall! Vorgestern ward von einem Enkientweib, gefehrt von einem Lord gebrochen, heute von einem „Feldmarschall“! Und der dänische Herr Hansen war mit im Spiel. O, o, ich sah klar, ganz fürchtbar klar: Frau Müller war nicht eine gewöhnliche Solo-Spionin, wenn ich so sagen darf; nein, sie leitete ein ganzes Spionagenetz! An diesen Tage besand ich mich schon einmal auf dem Wege zum Polizeivorsidium, erst im letzten Augenblick machte ich wieder kehrt. Ich hielt es nach reiflicher Ueberlegung doch für besser, noch einige Tage mit der Anzeige zu warten. Sollte ich innerhalb 24 Stunden die Verleugung des Herrn Hansen entdeckt, so konnte ich durch weiteres Schweigen und Nachden vielleicht noch anderen Mitschuldigen auf die Spur kommen.

Ich bezog also wieder meinen Posten, und meine Ausdauer wurde reichlich belohnt. Innerhalb einer Woche hatte ich zwei Drittel der Pensionäre auf meiner schwarzen Liste.

Dann aber hielt ich es nicht mehr aus. Während des nächsten Gespräches erwiderte ich plötzlich auf dem Gang und fragte: „Frau Müller, was soll das heißen?“

Die Spionin Müller wendigte mich keiner Antwort, sondern führte ruhig das Gespräch zu Ende, wobei die Namen Knud, Wonne und Vibrakar fielen.

Dann erst wandte sie sich zu mir und meinte strahlend: „Nun, mein Herr, wollen Sie sich nicht auch einmal betheiligen? Ich habe die glänzendsten Tuis.“

„Betheiligen? Tuis?“ rief ich zurück. „Wie, . . . was . . . wie meinen Sie.“

„Na, wir setzen im Wettbureau „Union“ auf die Sommerrennen. Der Geschäftsführer hat früher bei mir gewohnt und nennt mir immer die besten Pferde.“

## Allerlei Notgeld in früherer Zeit.

Kaiser Friedrich II. ließ im Jahre 1241 bei der Belagerung von Faenza Geld aus Leder herstellen. Meine Lederlädchen wurden gestempelt und dienten als Zahlungsmittel. Die von der deutschen Reichsdruckerei vor etwa zwanzig Jahren aus dem Nachlaß eines Schriftstellers Ludwig Clericus erworbene Papiergeldsammlung enthält zwei russische Geberrübel, die als Notgeld gedient haben, das eine unter dem Namen Mezeri Michailowitsch im Krieg mit Polen 1655, das jüngere für die russischen Truppen während der Belagerung von Riga, die am 4. Juli 1710 mit der Eroberung der Stadt endigte. — Nach einer alten, in der Heibelberger Bibliothek aufbewahrten Handschrift über die Eroberung Granadas vom Jahre 1487 berichtet Antonio Agapida, daß der Graf Tendilla bei der Belagerung der Feste Alhama im Jahre 1484 kein Geld mehr hatte, um seinen Kriegsknechten den Sold zu zahlen, so daß diese zu murren begannen. Da schrieb der Graf verschiedene Summen auf kleine Stücke Papier, setzte seinen Namen darunter und gab sie seinen Leuten an Geldes Statt; an die Bevölkerung aber erließ er die Weisung, dies Papiergeld, für dessen Einführung er mit seinem ritterlichen Worte hatte, unweigerlich als Zahlung anzunehmen; wer dies unterlasse, solle mit schwerer Verleumdung bestraft werden. Agapida aber fügt hinzu, daß der Graf „redlich und ehrlich“ das Geld nach und nach eingelöst habe. — Als Mainz, das seit dem 21. Oktober 1792 durch Custine und seine Sansculottes eingenommen und besetzt worden war, im folgenden Jahre von den Koalitionstruppen unter General von Kalkreuth belagert wurde, gab man in der Stadt, als der Geldmangel immer dringender wurde, ein „Belagerungs-Papiergeld“ aus. Die Scheine trugen folgende französische Aufschrift: „Monnaie de Siège. Trois Livres à échangeur du numéraire“; darunter den Stempel: „Siège de Mayence, Mai 1793, 2e de la Rep. Franc.“ Als die Franzosen im Jahre 1807 die so tapfer verteidigte Festung Kolberg belagerten, entstand in der Stadt ein sehr empfindlicher Mangel an Kleingeld, was namentlich für die ärmeren Leute schwer erträglich war. Da rief Joachim Nettelbeck zur Ausgabe von Notpapiergeld, das er auf seinen Reisen als Schiffskapitän bei den Viskazern in Holländisch-Amerika als Auszahlungsmittel für den kleinen Verkehr kennen gelernt hatte. Der Kaufmann Drejow entwarf dann den Plan der Ausgabe, welcher folgendermaßen ins Werk gesetzt wurde. Ein Buchbinder schnitt Stücke Pappekel in längliche Form und überklebte sie mit weißem Papier, das dann, weil es in der Stadt keine Buchdruckerei gab, von Schülern des Gymnasiums entsprechend beschrieben wurde. Es gab drei Wertharten: „Zwei Groschen“, mit schwarzer Tinte; „Vier Groschen“, mit hellblauer Tinte und „Acht Groschen“ mit roter Tinte. Alle trugen den Vermerk: „Unter königlicher Garantie“ und waren fortlaufend genummert. Auf der Rückseite trugen sie in Schwarzdruck den Stempel „Königliches Gouvernement von Colberg“. Unterschrieben wurden diese Stücke von dem hiesigen Magistrate, dem Bürgermeister, dem Bürgerverordneten und dem Senexhaus einer Vereinigung von Schiffsreedern und Kaufleuten. Auch noch nach Aufhebung der Belagerung blieb dies Papiergeld in der Stadt und ihrem Weichbilde bei Zwangsstand im Umlauf, und erst am 2. September 1808 wird es außer Verkehr gesetzt. Im ganzen war für 5200 Taler davon hergestellt worden.

## Vermischtes.

Moriz, Prinz von Dranien. (Zur 350. Wiederkehr des Geburtstages des Draniers, 14. November). Vor nun 350 Jahren, am 14. November 1567, ist Moriz, Prinz von Dranien, Graf von Nassau geboren, der in der Geschichte der Niederlande eine bedeutende Rolle gespielt hat und unzweifelhaft einer der größten Feldherren aller Zeiten ist. Prinz Moriz, ein Sohn Annas von Sachsen, der unglücklichen zweiten Gemahlin des Prinzen Wilhelm I. von Dranien, hatte eine sehr unruhige Jugend verleben. Er wurde zu Völlenburg in der Verbannung unter den Wirren geboren, die die Seiningen aus den Niederlanden vertrieben hatten, und blieb auch nach der Rückkehr seines Vaters in die Niederlande 1572, mit seinen Schwestern auf dem Stammschloß zurück, unter der Obhut seines Oheims, des Grafen Johann, der bei den Kindern seines in den Niederlanden verbannten Bruders sein Vaterthelle vertrat. Sehr jung noch hatte er die Universität Heibelberg bewogen. Seine Stiegmutter, Charlotte von Bourbon, ließ ihm eine weitere sorgfältige Erziehung zuteil werden, bis er im Jahre 1582 auf Wunsch der Provinzen Holland, Zeeland und Utrecht mit

Heinrich Schmidt IV.  
Schloßmeister  
Dresden

auf der Kosten auf die Hochschule zu beiden gesandt wurde, um sich auf die Regierungsaufgaben vorzubereiten, die seiner später vielleicht harrten sollten. Moritz blieb hier bis zum Tode seines Vaters, 1584, und wurde dann Statthalter der Provinzen Holland und Zeeland, denen sich bald auch Utrecht zugesellte. Unterstützt von seiner klugen, edelgestimmten Stiefmutter und dem staatsmännischen Rat Johann von Oldenbarnevelt, mußte er das ihm anvertraute Regierungsgeschäft zu steuern. In erster Linie war Moritz von Oranien aber Soldat, nach Reizung und Beruf; bei der Belagerung von Antwerpen, 1585, sah er zum ersten Male den Krieg aus der Nähe. Er befreite in der Folge Geltern, Oberijssel, Friesland und Grönigen von den Spaniern und erhielt nun nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen zugleich die Statthaltertschaft von Geltern und Oberijssel. Auch hier wieder war Oldenbarnevelt ihm ein selbstloser Förderer und treuer Mithelfer gewesen. Zwischen Oldenbarnevelt und dem Prinzen Moritz hatte sich damals ein treues Freundschaftsverhältnis entwickelt, das im Laufe der Jahre allerdings arg getrübt ward und schließlich einen tragischen Abbruch fand. Eine lange Reihe von Wasserlaten hatte der Dranier in den nächsten Jahren zu verzeichnen: er hatte zahlreiche Festungen niedergebungen, in mehreren Schlachten glänzend gefiegt, und sein Feldherrnruhm war dadurch fest begründet. Dann kam der Waffenstillstand von 1609, der dem kriegerischen Freistaat für 12 Jahre wirtschaftliches Gedeihen säuerte. Von jeher war Oldenbarnevelt ein ausgesprochenen Förderer der Friedenspolitik gewesen, und unter seiner Leitung hatte sich in der Folge eine aristokratische Friedenspartei gegründet, die sich der dem prinzipal Statthalter anhängenden vollständigen Kriegspartei allmählich immer schroffer entgegensehte. Dazu kam der Religionsstreit zwischen den Arminianern und Gomaritanen, so genannt nach den Leidener Professoren Arminius und Gomarus, bei dem Oldenbarnevelt die von dem Prinzen bekämpfte Richtung der Arminianer vertrat. Das führte zur völligen Entfremdung zwischen dem Prinzen und seinem väterlichen Freund, und es gelang den Gegnern des Staatsmannes sogar, dem Prinzen durch immer wieder ausgebreitete Verleumdungen zur Unterzeichnung eines Diktationsbefehles gegen Oldenbarnevelt zu bewegen. Im Hofe des Haager Schlosses unter den Augen des Oranierprinzen wurde das Urteil vollstreckt, das auf das Ruhmeschild des Draniers für alle Zeiten einen dunklen Schatten warf. Um den Tod seines Vaters zu rächen, verschwor sich wenige Jahre später René von Oldenbarnevelt mit seinem Bruder Wilhelm gegen Moritz von Oranien, um unmittelbar darauf gleichfalls dem Henker zu verfallen. Von neuem ward der Dranier in einen Kampf gegen die Spanier hineingerissen, und mitten in diesen kriegerischen Entwicklungen erlitt den ruhelosen, ehrgeizigen Fürsten der Tod. Er starb kinderlos am 25. April 1625; sein Bruder Friedrich Heinrich trat sein Erbe an.

### Bilchertisch.

— Max Stirners „Kleinere Schriften“ und Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes „Der Einzige und sein Eigentum“ aus den Jahren 1842—1848. Herausgegeben von John Henry Mackay. Verlegt von Bernhard J. A. Treptow bei Berlin. Der stattliche, jeder Bibliothek zur Zierde gereichende Band enthält neben der Behandlung zeitgeschichtlicher Fragen, die schon den Ästheten, unerschrockenen Denker verriet und noch heute verdient, von dem gebildeten Publikum beachtet zu werden, seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes „Der Einzige und sein Eigentum“. Hierin tritt uns Stirner als der überlegene, scharfsinnige und kluge Denker entgegen. Mit vielender Beilichkeit weist er nach, daß seine Kritiker Szeliga, Feuerbach und Hegel ihn nicht nur nicht verstanden haben, sondern auch in begrifflichen Denken befangen geblieben sind. Der Begriff als Prädikat jagt alles und doch wieder nichts; er ist in gewissem Sinne absolut und doch wieder fragament in Beziehung zu seinem Inhalt und dem ihm unterstellten Subjekt. Die Unzulänglichkeit, das Fragmentarische des begrifflichen Denkens zeigt Stirner mit zwingender logischer Schärfe — seinen Kritikern ist es Geheimnis geblieben. Er ist der Denker, der das tiefste ureigenste Wesen des Individuums in seiner Willensbetätigung als integrierenden Bestandteil des Weltgeschehens in logischer Schärfe erfasst und auf sich selbst herausgeholt hat. Stirner ist Links-Hegelianer gewesen! Der Herausgeber sagt mit Recht: „Die Stirners „Kleinere Schriften“ die natürlichen Vorarbeiten zu seinem Lebenswerke sind, so sind seine „Entgegnungen“ dessen letzte Ergänzungen, und die Arminius leider erlitt mir unerlässlich für jeden Bewunderer und jeden Haßer jener unvergleichlichen Tat, mit der eine neue Epoche in dem Leben des Menschengeschlechtes mit ebenso stiller wie zwingender Macht eingeschritten wurde.“ Ein Habituismus des Denkens tritt uns aus seinen Werken entgegen, der nicht überboten werden kann. Herausgeber wie Verleger haben sich ein unbestreitbares Verdienst um das geistige Leben unserer Zeit erworben, indem sie Stirner, den klugen, fruchtlosen Denker, der wie kaum ein zweiter im geistigen Leben der Menschheit zu wirken berufen erscheint, dem gebildeten Publikum näher gebracht haben.

— 1000 Pfund Sterling Poppreiz — fol ober lebendig. Musikabenteurer des ehemaligen Prisenoffiziers S. W. S. „Eben“, Kapitänleutnant d. R. Julius Bauerbach. Verlag August Scherl & Co. in b. D., Berlin. Preis 1 Mark.

— Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte von Konjanz von Franken. 21. verbesserte Auflage. 304 Seiten. 3,75 Mark. Max Hesses Verlag, Berlin W 15. Nach der Erwählung, der gesellschaftlich Gebildete wird vieles aus dem Buche lernen, das nie aufdringlich in dogmatischem Ton verfällt, sondern in liebenswürdig launiger Art das weite Gebiet gesellschaftlichen Benehmens und feiner Sitte durchmisst.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Begründet von Dr. Josef Göttinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heiborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 2. Novemberheft ist jedoch erschienen und enthält u. a.: Werner Mahrt: Wilhelm Schäfer; Werner v. d. Schulenburg: Ein vöndenzaltes Lieberbuch; Erich Hoogstraat: Begriff und Gedanke; Eugen Reisel: Junger Mechtum; Paul Merker: Geibel und Otto Ludwig; Fedor von Zobeltitz: Aus dem großen Kriege.

### Sieheuer Hausfrauen-Verein.

#### Kochanweisungen.

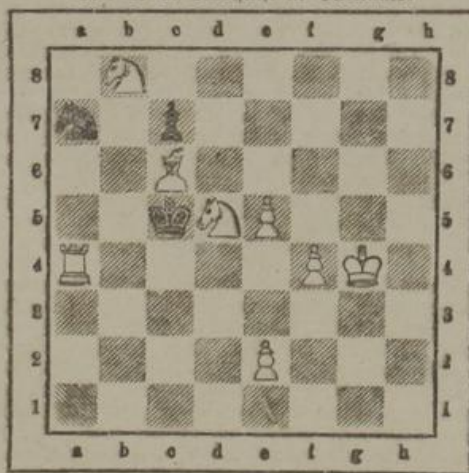
Gemischter Salat. Gekochte Kartoffeln, gekochte Rotebeeren, wenn man will auch gekochte Sellerie und Mohrrüben, werden (nach Schalen oder Absiebt) in gleichmäßige Scheiben geschnitten und gemischt. Dazu fügt man in Scheiben geschnittene saure Gurke, Apfelscheiben, und macht den Salat mit Essig, Salz, Zucker usw. an.

Gefüllte Äpfel. Einige mittelgroße Äpfel werden gut abgerieben, der Stiel entfernt und ein Deckelchen abgeschritten. Dann höhlt man mit dem Kartoffelbohrer das Innere etwas aus, aber nicht zu sehr, und bestreicht jeden Apfel innen mit etwas Salz. Nun bereitet man eine glatte Masse aus gekochten oder gebratenen Fleischresten, fein gehackt, 1—2 geriebenen kalten Kartoffeln, wenn möglich etwas gehacktem Speck, feingeschnittener Zwiebel, Pfeffer, Salz, etwas Milch (am besten Sauermilch) oder etwas kräftiger Brühe. Dies füllt man in die Äpfel, die man in eine gekettete Form setzt, auf jeden Apfel ein Butterstückchen gibt und sie 30 bis 40 Minuten lang im Braten braten läßt. Die gefüllten Äpfel schmecken sehr gut zu Rotkraut und Salzkartoffeln, sind auch kalt vorzüglich.

Dampfnudeln. Von  $\frac{1}{4}$  Pfund Mehl und 30 Gramm Hefe macht man einen Vorteig, den man tüchtig gehen läßt. Währenddessen reibt man einen Suppenteller voll gekochter kalter Kartoffeln, mischt sie mit dem Vorteig, einem Ei, etwas Salz und wenig lauwarmer gefähter Milch. Ist der Teig tüchtig verarbeitet, wird er zum Gehen wieder in die Wärme gestellt, etwa  $1\frac{1}{2}$  Stunden, dann sticht man mit einem Glas auf dem Backblech Stücke vom Teige ab, und läßt sie darauf noch  $\frac{1}{2}$  Stunde gehen. In eiserner Pfanne wird ein Kaffeelöffel Fett und  $\frac{1}{4}$  Tasse Milch (Trockenmilch) zum Kochen gebracht, die Nudeln hineingelegt, rasch zugebeckt, bis sie angebraten riechen und die Milch angekocht ist. Dann erst aufdecken und behutsam herausnehmen und mit Dörrobst zu Tisch geben.

### Schach-Aufgabe.

Von E. C. Lindquist in Värnamo.



(6 + 3)

Weiß

Weiß zieht an und setzt mit dem 8. Zuge matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des französischen Scherzrebus in voriger Nummer:

Un ti-é dansent (Un T dans cent).